

Die Spuren Gottes in der Seele.

Dr. phil. Martha von Jesensky

In einem Kommentar zum Johannes Evangelium sagt der heilige Augustinus: „*Versuche nicht zu verstehen, um zu glauben, sondern glaube, um zu verstehen.*“ Demnach ist der Glaube dem Verstand voraus, wenngleich es ohne Verstand keinen Glauben gibt; nur der Verstand kann glauben. Diese Auffassung kann natürlich zu Irritationen führen, ist aber leicht zu beheben. Denn sogar den mathematischen Lehrsätzen schenken wir zunächst Glauben, um sie später zu beweisen. (Vgl. Leszek Kolakowski, 2006, S. 60)

Gott hat uns mit der Fähigkeit ausgestattet die **Wahrheit** bereits **intuitiv (als Sehnsucht nach Ihm)** zu erkennen, noch bevor wir sie mit dem Verstand begriffen haben. Weil Gott auf die Sehnsucht nach ihm reagiert, sieht der Verstand ein **(insofern er nicht vom Eigenwilligkeit blockiert wird)**, dass er die Fähigkeit zur Wahrheitserkenntnis nicht aus sich selbst besitzt, sondern sie von einer Kraft bekommt, *die selbst die höchste Wahrheit ist.* (Augustin) Nur diese Wahrheit lässt die Spuren Gottes in unserer Seele erkennen. Dazu braucht es aber eine **ernste Veränderungsbereitschaft, sich von Christus umgestalten zu lassen.**

Die Intuition aus psychologischer Sicht ist etwas anderes; man nennt sie auch *Funktion* oder inneres Wissen um die eigenen Bedürfnisse, aber auch die Fähigkeit Situationen aus einem „Bauchgefühl“ heraus zu verstehen und richtig zu reagieren. Das hat natürlich nicht mit der Wahrheit im obigen Sinne zu tun, sondern nur mit Menschenkenntnis. Deshalb nenne ich es „halbe Wahrheit“.

In einer solchen „halben Wahrheit“ leben heute nicht wenige Katholiken. Sie besitzen nur eine bedingte

Veränderungsbereitschaft. Sie geben sich Mühe, die Gebote zu halten und Eigenschaften abzulegen, die sie als sündig erkannt haben. Aber sie besitzen nicht den Willen, im Ganzen ein „**neuer Mensch**“ zu werden. Sie sind nicht gewillt mit ihren Massstäben (Gewohnheiten) zu brechen, sie können sich nicht zur eigentlichen Umkehr (*Metanoia*) entschliessen. Sie halten an all dem fest, was nach ihren Massstäben berechtigt erscheint. Mit gutem Gewissen verbleiben sie in ihrer Selbstbehauptung und halten es für ihr gutes Recht, alle Demütigungen abzuwehren. Sie erheben den selbstverständlichen Anspruch geachtet zu werden, wollen nicht als „Toren Christi“ gelten, sondern auch in den Augen der Welt bestehen zu können.

Dietrich von Hildebrand (1940) sagt: „**Es gibt viele Abstufungen der Veränderungsbereitschaft, aber alle sind dadurch gekennzeichnet, dass der Wille und die Bereitschaft, sich zur ändern, begrenzt sind ... dass man sich nur bis zu einem gewissen Punkt umwandeln will.**“ (S.14)

Dass es auch anders geht, zeigt sich am Beispiel der heiligen Monika (332-387), Mutter des heiligen Augustinus. Gegen Ende seines ersten Buches „*Über die Ordnung*“, berichtet Augustinus: Mit einigen Freunden diskutierte er über sein neues Thema, als seine Mutter durch die Tür trat und sich über den Stand seiner neuen Schrift erkundigte. Augustinus ordnete gewohnheitsmässig sofort an, die Fragen seiner Mutter zu protokollieren. Monika rief entrüstet aus: „Was soll das?!“ Sie weigerte sich offensichtlich, in einem gelehrten, philosophischen Werk genannt zu werden. Augustinus beruhigte sie. Das griechische Wort **Philosophie**, erklärte er ihr, **bedeutet Liebe zur Wahrheit.**

„Ich würde dich in dieser meiner Schrift mit Nichtachtung übergehen, wenn du die Weisheit nicht liebtest. Nun aber liebst du die Weisheit mehr als mich, und ich weiss doch, wie sehr du mich liebst. Du hast in ihr solche Fortschritte gemacht,

dass du nicht einmal vor dem Tode erzitterst ... sollte ich nicht da aus freien Stücken dein Schüler werden“?

Die Liebe zur menschengewordenen Wahrheit schöpfte Monika aus der Heiligen Schrift und aus der regelmässigen Teilnahme an Gottesdiensten. Schon im elterlichen Haus im Tagaste wurde diese Liebe ihrem Herzen eingepflanzt. Es geschah aber nicht so sehr durch die Mutter, sondern durch eine alte Magd, die von einem heiligen Ernst und von einer nüchternen, praktischen Weisheit erfüllt war. Später erzählte Monika ihrem Sohn Augustinus, wie sie trotz einer sorgsamten Erziehung beinahe einem Laster anheimgefallen wäre. Dem Laster der Trunkenheit.

Wie es dazumal der Brauch war, schickten nämlich die Eltern die heranwachsende junge Frau hin, um Wein aus dem Fass zu holen. Aus Übermut trank sie viel davon „*volle Gläser hinunter*“, bis die Magd, die sie begleitete, in einem Streit mit ihr sie „*Trunkenbold*“ nannte. Dieses Schimpfwort traf sie so tief, dass sie von nun an sofort mit dem Trinken aufhörte. V(vgl. Karl Rahner, 1966, Bd. I., S. 250-251
